

DEUTSCHE AUFSÄTZE

O. I. 1.

EUGEN ROSENSTOCK.

I.

(1)
10.V. 1905.

Häusliche Arbeit.
Welche homerische Gestalt hat das
stärkste Innenleben?

Disposition:

- A. Innenleben bei Homer:
 - B. I. Bei den Hauptpersonen
 - a. der Odyssee
 - b. der Ilias
 - II. bei Achilleus.
- C. Notwendigkeit dieses Ergebnisses.

Das homerische Epos scheint auf die Schilderung des Seelenlebens wenig Wert zu legen. In breitem Strom der historischen Erzählung, unterbrochen / nur von Rede und Gespräch, fließt es (2) dahin. Und doch lässt sich nicht leugnen, dass die Hauptpersonen auch in ihren Leidenschaften und inneren Kämpfen uns gezeigt werden. Ein kurzer Überblick wird freilich erweisen, dass hier bedeutende Gradunterschiede zu machen sind.

Das jüngere Epos hat Nāmen, aber auch Inhalt von Odysseus; aus seinem rastlosen Streben, nach Haus zurück zu gelangen, ergibt sich die Handlung. Aber in allem äusseren Schicksalswechsel bleibt der Held unverändert in seinem Charakter: der zielbewusste und stolze, am rechten Orte aber auch schlaue unterwürfige Recke, / den aufrichtige Sehnsucht in die Heimat (3) treibt. Was sollten auch in dem wundersamen Märchen von Riesen und Feen, Ungeheuern und Wunderländern, wo die Ereignisse alles Interesse forderten, seelische Kämpfe des duldbaren Seefahrers zur Darstellung gelangen? - Freilich, die Frauengestalten, Nausikaa und Penelope wenigstens, zeigen ein warmes Gefühlsleben. Denn Innenleben ist doch wohl erst zu nennen die Bewegung der Seele, der Wechsel der Empfindungen und die Entwicklung des Charakters. - Die phäakische Königstochter überwindet die Liebe, die in ihr zu Odysseus aufkeimt; Penelope zögert zwanzig Jahre/(4) zwischen Hoffen und Sorge, Liebe zum Gatten und Rücksicht auf den Sohn.

Ebenso zarte Empfindungen beseelen die Andromache der Ilias. Auch sie geht auf in Gatten- und Mutterliebe. Ihr Leben ist inhaltsleer, sobald Hektor tot und der Sohn verloren ist. Ihre Gefühlswelt ist nicht sehr reich und vielseitig, dafür fällt die Stärke der einen Empfindung, der bedingungslosen Hingabe für Mann und Kind, um so mehr ins Gewicht.

Aus anderem Holze geschnitzt ist Helena. Aufopferung ist ihr fremd; sie selbst steht im Mittelpunkt der eignen Gedanken. Doch sie lebt innerlich, und dadurch, man darf vielleicht sagen, weil sie / so moderner wird, gewinnt sie unsere Sympathie. Ihre Leichtfertigkeit legt sie ab, mit der sie einst dem Paris folgte, voll Abscheu möchte sie sich dem Weichling entziehen; sie verachtet sich selbst und blickt in Verehrung auf den reineren Charakter des Hektor.

Der verkörpert den Patrioten, der für sein Land alles eigne Glück hingibt. Aber kein Schwanken macht sich bemerkbar. Er muss so handeln. Seine Natur erheischt es. Die innere Bewegung fehlt. Warme Empfindungen hegt er wohl, wie jeder gesunde Mensch. Doch zu einem "Innenleben" gehört, wie schon einmal gesagt, noch mehr. Der Dichter hat freilich die trojanischen Helden vor den Griechen sichtlich vernachlässigt. (6)

Aber selbst der Herzog der Hellenen, Agamemnon, zeigt keine starke seelische Betätigung. Dazu ist er zu nüchtern, die Verunft regiert ihn. Gekränkter Stolz, Abneigung gegen Achilleus sind nicht ausschlaggebend. Sie werden, für den unbefangnen Leser offenbar mühelos, in den Hintergrund gedrängt von der Staatsraison.

Und Diomedes, Aias, der andern Helden nicht zu gedenken, sie alle schauen nicht rechts noch links, sie kämpfen und raten, wie es der Verstand ihnen sagt, ohne innere Not. Wobei jedoch einzuräumen ist, dass für sie nirgends die Verhältnisse dazu angetan sind, sie zu inne/rem Zwiespalt und seelischer Entwicklung zu drängen. (7)

Von ihnen hebt sich um so heller der Träger der ganzen Handlung, der eigentliche Held der Ilias ab, Achilleus.

Selbst Helena tritt völlig hinter ihm, was Stärke des Innenlebens angeht, zurück, denn sie bleibt doch stets Nebenfigur; auch liegt ihre Wesensänderung dem Beginn des Epos selbst schon voraus.

Wir lernen ihn gleich im Anfang als aufbrausend kennen, unbekümmert um alle Folgen, lässt er den wildesten Schmähungen freien Lauf. Ein starkes Unabhängigkeitsgefühl erbittert ihn gegen Agamemnon, den Vorgesetzten. Den eigenen Kampfesruhm und das / Glück seines Volkes gibt er dahin, um seinem Grolle Genüge zu tun. Die Niederlagen der Griechen erfüllen ihn mit grimmiger Freude. Er ist kein gewöhnlicher Mensch, ist einer Göttin Sohn. So gehorcht er frei der Leidenschaft und der Stimme des eigenen Willens. Aber er kennt sich nicht selbst; er ist keine Natur, die über das eigene Wesen grübelt: Er sieht mit Spannung der Schlacht zu und lässt Patroklos den Landsleuten zu Hilfe ziehn, und gleichzeitig flucht er ihnen und erbittet von den Göttern für sie insgesamt den Untergang. In diesem Augenblick geht des Aias Schiff, das letzte Bollwerk, in Flammen auf, und nun formiert er selbst die Myrmidonen voller Geschäftigkeit und / Eile zum Kampf! Schon ist also die Liebe zum Vaterland grösser in ihm, als der Zorn ob der erlittenen Kränkung. Und (9)

dabei ist er kein flüchtiger Mensch, der nicht die Kraft hätte, ein starkes Gefühl lange festzuhalten: noch die Abordnung der Griechen musste ohne Hoffnung abziehen, und harte Worte sprach er zu den Gesandten, so sehr er sich mühte, höflich zu bleiben, und die Erinnerung an das Geschehene regt ihn noch im Gespräch mit Priamos mächtig auf; - aber er lernt sich bezwingen, lernt an andern denken. Neben den Wunsch, der eignen Persönlichkeit, koste es was es wolle, Geltung zu verschaffen, tritt beeinflussend das Interesse am Geschehene des Freundes, der Volksgenossen, ja aller Mitmenschen. (10)

Noch die wilde Trauer um Patroklos hält wohl die Mitte zwischen der Teilnahme an dem Schicksal des Gefährten und dem egoistischen Schmerz um den Verlust des einzigen Freundes. Aber die Erlebnisse, die ihn getroffen haben, sind nicht spurlos an seiner Seele vorüber gegangen. Die Niederlagen der Griechen, die Kenntnis vom eignen, frühen Ende, der Tod des Patroklos, dem noch einmal ein wahnsinniger Wutausbruch folgt, haben doch seine Leidenschaften gedämpft, und als Priamos die schwere Fahrt zu ihm wagt, empfängt er ihn herzlich und still. Seine Genossen möchten gern den Leichnam Hektors seinen Blicken entziehen./ Unnötige(11) Sorge! Er selbst hilft den Toten betten. Freundlich gewährt er dem Vater des Todfeindes alles Begehrt. Er fügt sich in das eherner Schicksal. Die kurze Zeit, die ihm noch zu leben vergönnt ist, soll ihm nicht und keinem andern vergällt werden. Vergessen kann er nichts, aber sich beherrschen und verzeihen. - *κἀθ' ἑαυτοῦ τῶν μαθημάτων!*

So reichen Stoff gibt uns Homer, um Achilleus Wesen verständlich zu machen. Kein Zweifel kann herrschen, der Pélide zeigt von allen Personen, die der Dichter uns vorführt, das stärkste Innenleben. Ja seine innere Entwicklung ist der Hauptinhalt der Ilias zu nennen; denn nur bei dieser Auffassung / (12) kann der Gesang von Hektors Auslieferung als Schluss befriedigen.

Einer menschlichen Seele Leidenschaften und *μῆτις* (das erste Wort des Epos), beherrschen bis ans Ende das Lied des Homer. Und Achilleus ist die einzige Person, die wir am Schlusse der Ilias entwickelt und verändert in ihrem Charakter sehen.

II.

Häusliche Arbeit.

Morgen und Abend (ein Wettstreit).

Disposition:

- A. Das Auffallende von Morgen und Abend.
- B. I. Einwirkung in der Literaturgeschichte.
- B. II. Was verkörpern Morgen und Abend?
- C. Der innige Zusammenhang von Beiden.

Das Aufsteigen und Versinken der Sonne, von der alles auf Erden beeinflusst und regiert wird, musste naturgemäss in frühester Zeit schon die menschliche Phantasie anregen. Die Farbenpracht allein der Dämmerung führte zu Staunen / und Nachdenken. (14) Auch stellen Morgen und Abend Bewegungen inmitten der Gleichmässigkeit von Tag und Nacht dar. Und ein Wechsel erregt Interesse.

So finden wir denn auch, dass zu den Gottheiten, die mit einiger Sicherheit als indogermanisch gelten können, Ausò, die Morgenröte, gehört. Freilich, der Abend nahm nicht den gleichen Rang ein. Doch das erklärt sich leicht: den Indogermanen fehlte wohl, wie den Bewohnern der Balkanhalbinsel, ursprünglich in ihrer Heimat der Anblick einer Abendröte und Dämmerung.

Während so das Urvolk den Morgen bevorzugte, stellten die Germanen ihn nicht höher als den Abend. Hier ward der Wortstamm nur noch zur Bezeichnung der / Himmelsrichtung, des Ostens, (15) benutzt. Die bezüglichen Sagen übertrug man (z.B. Orendel) auf den Streit zwischen Sommer und Winter.

In der griechischen Poesie kann es uns daher nicht wunder nehmen, wenn der Abend eine geringere Rolle spielt als Eos, die Frühe. Von ihr berichtete man eine Reihe von Sagen, wenn sie auch nicht zu den höchsten Olympiern zählten. Ewiges Leben verlieh die ewig ihren Weg wiederholende Gottheit, doch bleibende Jugend konnte die rosenfingrige seltsamerweise nicht gewähren.

In mythologischer Hinsicht beschäftigte sich die Dichtung wohl mit ihr, aber die symbolische Auffassung von Morgen und Abend ist selten (In dem Rätsel der Sphinx zeigt sie sich.), und zur Kennzeichnung besonderer Stimmungen und Situatio/nen (16) sehen wir sie vielleicht nirgends verwandt. Es ist nicht beweisend, aber charakteristisch, dass Pindars Frühlingslied für die Angabe der Zeit nicht Gelegenheit findet. Kaum hätte sich ein neuerer Dichter dies Moment entgehen lassen. - Auch das Empfinden für die Schönheit, und Kraft der Himmelserscheinung scheint erst in später, alexandrinischer Zeit sich verbreitet (zu) haben. Da allerdings genoss man sie mit feinem Geschmacke und nutzte sie zu schönen Bildern:

.... sola est non territa virgo
 Sed tamen exsiluit, subitusque invita notavit
 Ora rubor, rursusque evanuit, ut solet aër
 Purpureus fieri, cum primum aurora movetur,
 Et breve post tempus candescere solis ab ortu

Ovid, met. VI, 48ff. / (17)

Die deutschen Dichter des Mittelalters benutzen hie und da Morgen und Abend zur Ausschmückung, übrigens ohne Bevorzugung des einen vor dem andern, aber doch recht selten. Walter hatte offenbar ein reiches Naturgefühl, oft genug singt er von Frühling, Wald und Blumen; einmal nur braucht er den Morgen zur Belebung eines Landschaftsbildes, um die Frische der Szene recht zu betonen. Ein andermal gebraucht er das Morgenrot in einer gewissen Stilisierung als Beiwort der heiligen Jungfrau; Freundes Lachen ist ihm *süeze* als der *abentröt*. Mit drei Stellen aber ist dies Gebiet bei ihm erschöpft.

Die Renaissance gab dem Menschen neben allen andern Schätzen auch die Würdigung der Natur in all ihrer Herrlichkeit. Die Landschaftsschilderung nahm bald einen breiten Raum in der Poesie ein. Die Auffassung von Morgen und Abend hier ist, so darf man wohl behaupten, idyllisch. Wieder ohne Differenzierung, werden sie beide verwendet, um eine friedliche, harmonische Stimmung hervorzurufen, in der Erkenntnis, dass zu keiner andern Zeit die Natur solch schönen und frischen Genuss gewähre. An neuen Vergleichen mit geschmackvollen Allegorien fehlte es auch nicht:

"Modest like morning, when she coldly eyes

she youthful Phoebus."

Shakesp. Tr.+ Cr. I,3 (229f.)

Die neuerwachende deutsche Dichtung des achtzehnten Jahrhunderts übernahm diese poetische Wertung der Tageszeiten. Die anfängliche, idyllische Richtung, z.B. Salomon Gessner, operierte nach Belieben mit Sonnenauf- und -niedergang. Auch Klopstock (19) in seinen schwärmerischen Gedichten der Jugendjahre verwendet sie ähnlich. Beide stimmen ihn fromm und demütig und lehren ihn Gottes Allmacht und die Schönheit der Welt erkennen. Aus je späterer Zeit seine Werke stammen, je realer das behandelte Thema wird, desto mehr erhält der Morgen die Aufgabe, die Kraft und den Kampf, der Abend, das Ausruhen und den Frieden zu verkörpern; sie unterscheiden sich. Und das Bild des Morgens schwebt dem Dichter nun häufiger vor.

"Ungestüm fährt er auf um Mitternacht;

....die Flügel der Morgenröte wehe."

"Der kühne Reichstag Galliens dämmert schon,

die Morgenschauer dringen dem Wartenden

durch Mark und Bein." /

(20)

Mit Goethe ist dann die neue Zeit erreicht, die in immer wechselndem Bilde den Morgen zum Zeichen der Arbeit, den Abend zu dem der Ruhe nimmt, ohne alle die andern, in der Vergangenheit gewonnenen, Möglichkeiten der Anwendung auszuschliessen. Das ist ja das Merkmal der modernen Zeit, die grösste Subjektivität der Betrachtungsweise und daher die grössten Gegensätze in den Schöpfungen des selben Zeitalters.

- Goethes "Schwager Kraus" gehört in die Frühzeit des Tages; aber noch häufiger ertönt das Lied vom Abend. Nicht er allein, all die grossen Lyriker nach ihm, Storm, Keller, Mörike, fühlten sich von dem Stimmungsreiz des Abends gefesselt. Aber das neue Wort, das das letzte Jahrhundert erst in sei/nem Wert erkannt hat, die (21) Arbeit, die Freude an der Arbeit, ist auch in die Dichtung eingedrungen. Daher rührt es vielleicht, dass die moderne Lyrik den Morgen wieder vor dem Abend bevorzugt; der Wahlspruch lautet: *Marchons à la clarté du jour.*

Freilich, nur die Jugend fühlt sich so bewegt:

"In jüngern Tagen war ich des Morgens froh,
Des Abends weint' ich; jetzt, da ich älter bin,
Beginn ich zweifelnd meinen Tag, doch
Heilig und heiter ist mir sein Ende."

Und doch, wenn der fahle Himmel noch einmal in nächtlichem Froste erbebt und siegreich Helios inmitten der beklemmenden Stille, prangend in leuchtendem Purpur auch den letzten Stern hinabscheucht, erfüllt uns / stets kräftiger Mut und Bewun- (22) derung vor der schützenden Helle. Versinkt aber langsam, gezwungen, die lodernde Kugel durch Wolkenketten hindurch in die Tiefe, im Sturz noch eine ganze Welt in Feuerfarben tauchend, und erstarrt alles in scheinbarem Tode, ergreift Demut das Herz und die Ahnung einer unerbitterlichen Vergänglichkeit. Und es kann ja nicht anders sein: Licht verleiht Sicherheit, Finsternis erregt Furcht.

Michelangelo hat auf dem Grabmal der Medici den Morgen als verdriesslich aufwachendes junges Weib, den Abend als träumerisch sinnenden reifen Mann dargestellt. So gehört ihm der Morgen zur Nacht, der Abend zum Tage. / (23) Wir neigen vielleicht eher dazu, es umgekehrt aufzufassen. Es ist wohl möglich, dass der Künstler zu seiner Anschauung durch das Geschlecht von "aurora" und "crepusculo" geführt wurde. Wie hat er aber dann den Gegensatz für das Leben ersonnen? Scheu fürchtet sich der Unerfahrene vor dem Meer, das vor ihm sich breitet, reich an Erfahrungen erwägt das Alter Gewinn und Verlust.

Überall hat sich der unauflöslliche, nicht äussere, nein tief begründete, Zusammenhang von Morgen und Abend gezeigt. Sie bilden die beiden Pole, zwischen denen alles Irdische begrenzt liegt: Kraft und Milde, Bewegung und Ruhe. Aber jedes neue, eigne / (24) Erlebnis wird dem Menschen neue Seiten in ihrem Bilde erschliessen und der lebendige Strom, den die Natur dem Menschen gibt, kann nie versiegen.

Ein Geschwisterpaar, ergänzen sich Morgen und Abend in wunderbarer Harmonie, wie sie die Sterblichen als unerreichbares Ziel lockt.

(25)

7. III. 1905.

III.

Klassenarbeit.

"Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,

Der muss es selber bauend vollenden,"

nachgewiesen an dem Schicksal der Fürstin
von Messina.

Über dem Fürstenhaus von Messina lastet ein Fluch; das junge Geschlecht soll vernichtet werden zur Sühne alter Vergehen. Die Eltern erfahren noch vor der Geburt der einzigen Tochter, dass sie komme als die Erfüllerin des heraufbeschworenen Unheils. Ein Opfer, die Tötung der Neuegeborenen, kann vielleicht Rettung bringen. Doch die Mutterliebe sinnt und sinnt, bis sie in vorläufiger Entfernung der Tochter, einen Ausweg zu fin/den (26) wähnt. In kluger Überlegung meint sie, in späteren Jahren wurde man ohne Schaden den Sachverhalt aufdecken dürfen. So sehen die beiden Söhne die Schwester als eine Fremde. Beide werden von Liebe zu ihr ergriffen; und als nun die Mutter das Geheimnis enthüllen will, der ältere Sohn auch schon die Lösung ahnt, mordet der andere in blinder Eifersucht den Bruder. Als er die Wahrheit erfährt, kann er das Leben nicht mehr ertragen und gibt sich selbst den Tod. Das Verhängnis hat sich in aller Grässlichkeit erfüllt. Was die Mutter für kluge Vorsicht hielt, beschleunigte das Verderben, ja hat es vielleicht allein herbeigeführt. So darf der Sohn mit gutem Grund / die Mutter Mörderin (27) schelten. - Die Warnung vor der Zukunft war ihr Unglück. Denn der Mensch entschliesst sich nicht leicht, die Hände im Schoss, die Zukunft zu erwarten. Gern griffe er ein in den unaufhaltsamen Lauf des Schicksals. Nach dem, was er überschauen kann, nach der Einsicht weniger Tage, möchte er sein eigenes Leben zimmern. Aber nicht ungestraft masst er sich göttliche Macht an. Nur zu eignem Unheil schlägt ihm solche Vermessenheit aus. Nicht so der Fluch selbst, nein, der Dünkel des Menschen, sich helfen und schützen zu können, bringt ihn zu Fall.

Die sich beugen dem Geschick, sind weise.

(Soph.)

[Anm. des Abschreibers: Die Braut von Messina 4. Aufzug
5. Auftritt lautet:

CHOR: Es ist gesprochen, du hast es vernommen;

Das Schlimmste weisst du, nichts ist mehr zurück!

Wie die Seher verkündet, so ist es gekommen;

Denn noch niemand entfloh dem verhängten Geschick.

Und wer sich vermisst, es klüglich zu wenden,

Der muss es selber erbauend vollenden.]

Sept. 1905.

IV.

(28)

Häusliche Arbeit.
Genug ist nicht genug.

Disposition:

- A. Was bedeutet das Wort?
B. I. Der Allgemeinheit Genug genügt dem einzelnen nicht.
II. Des einzelnen Genug genügt der Gesamtheit nicht.
C. Resultat.

"Genug ist nicht genug", an die Spitze seiner Gedichte hat C.F. Meyer diesen Ruf gestellt, andeutend, dass er seiner Dichtung zum Motto dienen könne. Ist nun dieser Satz, nicht (29) allein in seinem Zusammenhang betrachtet, zutreffend? Bevor wir diese Frage überlegen, müssen wir uns erst über den Sinn des Wortes klar werden. Denn auf den ersten Blick scheint er einen unlöslichen Widerspruch zu enthalten. Ein Mensch kann ja nicht, was nach seinem eignen Urteil genug wäre, für nicht genug erklären. Also muss die Meinung sein, es ist möglich, dass den einzelnen nicht befriedigt, was andern, was allgemein als genug gilt, aber auch, dass der einzelne für genug hält, was den andern nicht ausreichend erscheint. Die Frage geht dahin, ob diese beiden Möglichkeiten im Leben gegeben sind.

Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren, fordert das dritte Gebot. / Die Gesellschaft verlangt nicht mehr von (30) ihrem Mitgliede. Aber der Einzelne wird wohl erst dann seine Kindespflicht zu erfüllen glauben, wenn jenseits des rechnenden Mindestmasses, die Liebe das Verhältnis zu seinen Eltern leitet. Und man erfüllt nicht nur nach dem Gesetze seine Dienstpflicht beim Heere; erhebt sich ein Krieg, so eilt man als Freiwilliger unter die Fahnen. - Du genieusst schon die allgemeine Achtung, wenn du dein Tagewerk redlich und mit Fleiss ausführst. Doch wie mancher steckt sich ein höheres Ziel, mag es selbst unerreichbar, ein Ideal sein, wenn er nur hoffen darf, ihm immer näher zu kommen.

Der Bürger meint wohl, der Arbeiter / müsse doch (31) zufrieden sein bei leidlichem Auskommen. Der aber erklärt, ich will mehr haben als meine Notdurft, will soviel besitzen, als nur irgend einer sein eigen nennt.

In ruhiger Überlegung erwägt man wohl, eine weise Beschränkung im Vergnügen und Genuss, vorsichtige Mässigung seiner Leidenschaften sei des Menschen beste Wahl. Aber im Sommer bei Sonnenschein draussen mit rüstigen Kumpanen, oder im hellen, festlichen Saal unter übermütigen Freunden, da wollen wir verschwenden und in Überfluss und Überschwang glücklich sein. Sein Geld und seine Habe, seinen Verstand und Witz spendet der Mensch, die Flamme auf dem / Altar der Freude zu schüren. Die (32) Bacchantin kennt kein Mass.

Überall schuf sich hier der Mensch einen höheren, oder gar endlosen Massstab, über den gewöhnlichen hinaus. Doch kann es ihm auch umgekehrt ergehen.

Der Künstler endet sein Werk, denn all die Gefühle, die Stimmung, die es zur Ausführung brachten, sind verbraucht. Die Einheit des Geschaffnen würde leiden, führte er die Arbeit jetzt noch fort. Der Kritiker kommt wohl und spricht, diesen Fehler hat das Werk und jenen, wie leicht konnten sie vermieden werden. Doch der Künstler fühlt, hätte das Werk zu seinen Vorzügen nicht gerade diese Fehler, wäre es nicht eben sein Werk, erwachsen unter besonderen, einzig/artigen Bedingungen. Er hat sich (33) selbst Genüge getan.

Auch auf sittlichem Gebiet kann der Mensch dahin geraten, eine sonst von ihm anerkannte Norm im Einzelfalle nicht zu beachten. Goethes Verhalten gegen Lili Schoenemann erklärt sich aus einer ausschliesslich in seinem eignen Wesen begründete Notwendigkeit. Den Tadel aller andern, vor denen seine Zukunft ihn nicht rechtfertigen konnte, musste er tragen.

Wir sahen, dass der einzelne den allgemeinen Weg bald tief unter sich lässt, bald von ihm noch weiter hinabsteigen muss. Es ist den Menschen kein einheitliches Mass gegeben. So muss ein Kampf entstehen, der zum Teil erst das / Leben einer Gemein- (34) schaft bildet. Auch mit sich selbst liegt ein jeder im Streit, denn sein eignes Urteil ist dem Wechsel unterworfen. So gibt es nie Sicherheit und Friede, gibt kein Genug. Doch so weit geht unser Spruch nicht. Er predigt nur, dass das Individuelle, das Lebenswerte, wodurch wir zu Sonderwesen werden, gerade in dem liegt, was wir davon- oder hinzutun zu der durch Jahrtausende festgesetzten Last.

V.
Häusliche Arbeit.
Schiller und Körner.

Disposition:

- A. Die Freundschaft des Genies.
B. I. Die Zeit des Zusammenlebens
II. des Briefwechsels.
C. Resultat.

Homer singt in der Ilias von der Freundschaft des Achilleus und Patroklos. Aber wenn er sie schildern will, so weiss er nur zu sagen von der Treue und dem Gehorsam des Patroklos gegen den genialen Peliden. Und dieser liebt den Gefährten, aber so wie man ein wertvolles / Kleinod liebt, und sieht in ihm doch den (36) ~~Genius~~, den ersten nach ihm. Muss nun der Genius immer den Freund unter sich stehend glauben, kann nicht auch er eine Freundschaft finden; in der des andern Charakter eigen und selbständig bleibt? Ist es der wärmste, der höchste Grad, den Achill in seinem Bunde erreicht hat?

Die Dichter in der Blütezeit unserer Literatur haben ein jeder Freundschaften geschlossen und gehalten. Als die beiden grössten, Schiller und Goethe sich näherten, hatten beide schon zu viel gekämpft und erlebt, waren zu fest geworden, um in einer Freundschaft alles noch einmal bereitwillig umzuschmelzen. Aber der eine von ihnen, Schil/ler, hatte schon in jüngeren, (37) beweglicheren Jahren einen Freund in Körner gefunden, dem er bis zum Tode verbunden blieb.

Betrachten wir nun einmal ihr Verhältnis. War hier der Genius allein der spendende Fürst, Körner nur der Beschenkte, oder "stand die Wage ihrer Gabe ein?"

Es war im Anfang des Jahres 1785. Schiller hatte in verzehrender Sehnsucht nach Freundschaft den "Don Carlos" begonnen, aber die äussere Not in Mannheim mit ihren vielen Widerwärtigkeiten hatte jedes Schaffen versiegen lassen. Es war für Schiller eine Zeit grösster Nervosität, es war eine Unrast schwärmerischer Leidenschaft in ihm, die bereit war auf der Jagd nach Frieden und einem ~~na~~ geahnten Ziele alles Alte und / Gegenwärtige als (38) nichtig hinzuwerfen. Er blickt um sich, wohin er seine Flucht aus der misstönenden Umgebung richten könne, und in seiner Einsamkeit folgt er dem Rufe eines Unbekannten, mit dem er wenige Briefe gewechselt hat, er eilt zu Körner: Und seine gespannte, gefährliche Stimmung schlägt in ein paar Monaten in ein Behagen und Zufriedenheit um, wie er sie selten in seinem Leben empfunden hat. Schiller hatte alles eingesetzt, das erstrebte Glück zu gewinnen, und der grosse Wurf, eines Freundes Freund zu sein, war geglückt. Die Freundschaft ward ihm für eine Weile der Kern seines Lebens, dem alles, Gedanken und Arbeit, sich abhängig anschloss. / (39) Neben einem echten Freunde fand er auch ein Leben in der Ruhe der Familie, das ihm durch Jahre gefehlt hatte.

Schiller empfing viel von dem Freunde. Körner, der anfangs bewundernd den Dichter aufgesucht hatte, war in dieser Zeit des Zusammenlebens verlobt und von seiner Liebe zu Minna Stock allzusehr erfüllt, um sich dem Freunde ganz zu widmen. Nicht alle seine Wärme vermochte er der Freundschaft zuzuwenden; ihm vervollkommnete Schiller schuf sie das Glück.

Dass diese festliche Zeit nicht blieb und dauerte, ist nicht wunderbar. Nicht für immer konnte dem Dichter solch ein Rausch genügen. Er musste sich wieder / frei machen, musste kalt (40) und klar blicken und ganz sein eigen werden, um weiter dringen zu können. Aber bewundernswert ist es und ein Beweis für die Ehrlichkeit und Tiefe ihrer Empfindungen, dass diese ekstatische Zeit, in der immer wieder die Freundschaft den Inhalt ihrer Gespräche bildete, in der Schiller das Lied von Posas Freundschaft abschloss, ohne Missklang endete.

Fortan begleitete ihr Bund ihr Leben und ihre Tätigkeit helfend und erleichternd, aber er war nicht mehr der Ursprung ihres Schaffens. Und jetzt wechselte auch das Verhältnis der beiden Männer. Im persönlichen Zusammensein hatte Schiller etwas Ungekanntes in Körners Freundschaft und / in seinem Heim (41) gefunden. Jetzt schuf er sich selbst ein Haus, und im brieflichen Verkehr wusste er von Neuem und Grossem zu erzählen, von eignen Taten. Seine Worte geben Körner Anteil an künstlerischer Produktion, die ihm zu seinem Leidwesen versagt war. Sie führten ihn auf das Feld philosophischer Arbeit, das der Jurist bei seinem Amtsgeschäften sonst schwerlich hätte betreten können. - Konnte auch Körner dem Freunde in seinem Vorschreiten stets nur getreulich folgen, ohne ihm neue Wege zu zeigen, so ward er für Schiller doch ein verständnisvoller Kritiker, der für jedes Werk im einzelnen wie im Ganzen eine kluge und feine Beurteilung fand. Dass sein Urteil selbständig und / freimütig war, braucht (42) kaum gesagt zu werden. Es passt nur zu dem Charakter des Mannes, der wie etwas Selbstverständliches den Freund ein Jahr lang erhielt und der z.B. für Goethes Verhältnis zu Christiana ein besseres Verständnis zeigte, als Schiller selbst.

Aber neben dem Wertvollen, das ein regelmässiger Briefwechsel zwischen bedeutenden Männern beiden bringen muss, zeigen auch die späten Jahre ihres Bundes von der alten, jugendlichen Hingebungsbegeisterung einen Abglanz. Sie selbst äusserten immer wieder, dass mehr als Achtung und Verehrung, dass herzlichste Zuneigung sie verbinde. So schreibt Körner im Jahre 1801: "Ein solcher Bund als der / unsrige wird weder von dir noch von mir jetzt mehr (43) geschlossen".

Nicht zwei Titanen taten sich zusammen, gemeinsam zu leisten, was einer allein nicht vermochte. Aber der Genius nahm sich auch nicht einen Gefährten, der seine Schöpfung war und nur von seinen Schätzen zehrte. Frei und unabhängig steht Körner neben Schiller. Keiner forderte vom andern mehr, als er selbst gewährte. Weil beide Freunde ihre Persönlichkeit bewahrten, weil jeder ein eignes, ertragreiches Leben lebte, darum steht dieser Bund höher als der, von dem der griechische Dichter noch allein zu singen wusste.

VI.

Häusliche Arbeit.

Goethe und das Thüringer Land.

Disposition

- A. Vorstimmung.
- B. Wirkung der Landschaft auf Goethe
 - a. als Dichter
 - b. als Forscher
 - c. als Minister
- C. Goethes Einfluss auf die Aufklärung von Thüringen.

Als Goethe im Herbst 1775 nach Weimar kam, lag eben erst die Schweizerreise hinter ihm, auf der er schwärmerisch der gewaltigen Natur des Schneegebirges gehuldigt hatte. Man konnte (45) meinen, nun müsse eine Ernüchterung folgen, ein ruhiges Stadtleben. Denn nun schlug er seinen Wohnsitz in einer kleinen mitteldeutschen Stadt auf, die am Rande des niedrigen Thüringerwaldes mit seinen sanften Waldhöhen gelegen war. Musste ihm die Landschaft nicht klein und unbedeutend erscheinen?

Die Berge und Wälder ringsum wurden bald der Schauplatz seiner lustigen verwegenen Ritte und Streifereien. Wenn er mit dem Herzog und der Hofgesellschaft auf die Jagd zog, bei Tag- und Nachtzeit, im Sommer und Winter, da kannte er bald jeden Weg und Pfad des Gebirges. Er hat in jenen ersten, / tollen Jahren (46) sicherlich mehr ihm (=im) Freien, als hinter Hausmauern verweilt. In Bergen und Tälern, auf dem Kickelhahn wie am Ufer der Schwarza ward er heimisch, und die düsteren, undurchdringlichen Tannen, von Oberhof neben der weiten Landschaft vom kahlen Hörselberg in die Runde prägten sich tief seinem Blicke ein. Dass seine Seele, die so leidenschaftlich jeden äusseren Eindruck aufnahm und gestaltete, auch diese Bilder zu lebendigen Werken umschuf, lässt sich erwarten. Um so mehr, als ihm auf diesem Boden in der Dauer der Jahre die tiefsten, seelischen Erlebnisse wurden, die höchste Liebesglut und die dumpfste Verzweiflung, alle Stufen eines besonders reichen Lebens. Er beschwört / die Landschaften (47) des Gebirges denn auch nicht in schlichter Freude des Beschauens. Zu kurzem Maskenspuk, da zaubert er wohl einmal die Herrlichkeit der Wartburg herbei. - Aber wenn er von Ilmenau an lustigen Quellen vorbei bergauf wandelt, so sieht er zugleich lange Jahre voller Glück und voller Schuld vor sich. Und an den Stätten, wo der wilde Jagdruf oft ihm erschallte, auf dem Kickelhahn, am Ettersberg, fasst ihn die Sehnsucht nach ewiger Ruhe und Versöhnung. - Das Spiel, das der Waldkobold in Thüringen so oft treibt zwischen Wolkenschatten und feuchten Nebeln, die sich von oben und unten eilend verketten, und der farbenfrohen Helligkeit, / (48) in der gleich darauf Wiesen und Gehölz leuchten, nahm er in der "Zueignung" zum Symbol der innerlichen Befreiung. Seine Dichtung war ihm zu persönlich, zu viel von seinem eignen Wesen, er konnte nicht oft in gebundner Rede nur um sich blicken und schildern.

Wenn er einmal im Drama, wie im Faust, die Landschaft vor uns stellt, so trug Thüringen mit seinen weichen Gebirgsformen selten eigenartiges Gepräge genug an sich, um dem Bilde als Vorwurf zu dienen.

Beim langjährigen, innigen Zusammensein mit der Natur übte natürlich auch ihr Gesamtcharakter Einfluss aus auf seine Stimmungen. In vielen Liedern mit / sanften, gedämpften und (49) traurigem Ton ist diese Wirkung zu spüren, z.B. im Gedicht An den Mond.

Nicht als Dichter, in anderer Eigenschaft, als Forscher, suchte Goethe in Pflanzen und Tierwelt wie im Gestein die tiefsten Geheimnisse der Natur zu ergründen. Hier war die Beobachtung Selbstzweck. In Thüringen nun war es, wo seine wissenschaftliche Tätigkeit den ersten Anstrich, nach Goethes vielleicht etwas starkem Ausdruck, die erste Anregung bekam. Er selbst erzählt uns in einer kleinen Schrift, wie das Schauen und Horchen auf jedes Leben, jedes Ding im Freien auf der Jagd und beim Wandern ihn mit Leidenschaft packte. / (50)

Wenn er aus seiner Wohnung hinausblickte, da strömte dicht zu seinen Füßen die Ilm, ein einziger Steg verband ihn mit den Menschen jenseits in der Stadt, deren Gegenwart vom Grün der mächtigen Stämme hinweggetäuscht wurde. Er war mit der Natur allein. Denn rings umgab das ärmliche Waldhäuschen ein bergig ansteigender, steiniger, wilder Garten. Oft hat er hier die Nächte draussen gewieilt; den Tropfen am Felsen und das Treiben des jungen Holzes gespannt belauscht.

Sein Gedanke der Metamorphose, der Einheit der Pflanze, ist hier entstanden, diese Idee, die ein Teilausdruck seines Glaubens an die ewige Einheit / des Geistes in der wechselnden Form (51) war.

Und weiter führte ihn die Beobachtung der Gebirgsformation, der Höhenzüge und Kessel und des unansehnlichen Kiesels auf eingehende geologische Studien. Interessantere Entdeckungen auf diesem Gebiete, hat er anderswo, in Italien, im Harz, gemacht; aber hervorgegangen sind alle diese Forschungen aus seinem Aufenthalt in Thüringen.

Wie in der Wissenschaft, so suchte er als Beamter in der Verwaltung den nüchternen Untergrund, "das Material für die Seele" des Dichters, der sich leicht allzusehr der Wirklichkeit entzieht. Und auch hier galt seine Tätigkeit vor allem dem Boden der neu/en Heimat. Die Kräfte der Natur zu lösen und zu (52) bezwingen war stets das Höchste, was er von menschlicher Arbeit kannte; der Anblick eines wohl bestellten Feldes konnte ihn im Augenblick aus trüben, missmutigem Zweifel zu froher Zuversicht führen. Daher nahm er sich denn des lange vernachlässigten Bergbaues im Herzogtum an, die Hütten von Ilmenau wurden dank seines Drängens und Wirkens wieder in Betrieb gesetzt. An der verständigen Aufforstung der Domänenwäldungen nahm er lebhaft Anteil.

In jeder Hinsicht hat das Thüringerland auf Goethes Leben und Schaffen / eingewirkt. Wollte man gar versuchen, die Spuren nachzugehen, den die Kultur des mitteldeutschen Kleinstaats, das rege geistige Leben in seinen Städten, oder auch nur das geruhige Dasein der einfachen Bürger, wie es der Dichter z.B. in den glücklichen Gatten zeichnet, auf Goethes Werke und Anschauungen ausübte, so hiesse das nichts anderes als seine Biographie schreiben. Denn das Genie wird noch mehr, wie der gewöhnliche Mensch, von allen Strömungen seiner Zeit und Umgebung berührt und bewegt.

Aber auch die Landschaft von Thüringen muss man gesehen haben, muss von Goethes Zusammenhang mit ihr wissen, wenn man sein Leben verstehen will. Freilich ist einzuräumen, dass (54) fast der Zufall Goethe der Einwirkung dieser Gegend unterwarf. Auf (=auch) in anderm Boden hätte er vielleicht gleich tiefe Wurzeln schlagen können. Doch wir betrachten gern und auch am Ende nicht grundlos den Bund, den der Süddeutsche mit seiner zweiten, nördlichen Heimat einging, als besonders gesegnet. Und so ist das Thüringer Land von jedem gewöhnlichem Gebirge durch Goethes Spur herausgehoben. Überall beherrscht sein Geist die Natur; ganz Weimar zeugt von ihm; das Tiefurter Schloßlein mit seinen Raritäten, der Manebacher Grund mit seinen Aufblick zu dem Kickelhahn. Der Dichter hat der Landschaft zum Dank für ihre Gaben in den / Augen der Späteren seinen Stempel aufgedrückt. (55)

.....1906

7. Klassenarbeit.

(56)

Wie kommt die Versöhnung
zwischen Tasso und Antonio zu stande?

Im ersten Akte des "Tasso" wendet sich Antonio mit fühlbarer Schärfe gegen den Dichter. Tasso lässt sich trotzdem bewegen, diesem Manne seine Freundschaft in schärferen Worten dringend anzutragen. Antonio weist den unmässigen Knaben streng und mit bitterem Hohn zurück. Es kommt zu heftigem Wortwechsel, zu offener Feindschaft. Den Streit gesucht hat Antonio, machte ihm auch Tassos Hitzigkeit sein Vorgehen leicht. Antonio ist es, der obendrein den Fürsten zur Bestrafung seines Gegners drängt. Aber auf Alfonses / Gebot ist er sofort bereit, den Feind zu ver- (57) söhnen. Wir könnten versucht werden, ihn für einen Höfling anzusehen, der meinungslos den Wünschen seines Herrn entspricht. Doch wenn er sich mit Leonora unterredet, so nennt er zwar als Hauptgrund für seine Versöhnlichkeit den Willen des Herrschers, aber er spricht doch über Tasso mit grösserer Gerechtigkeit: Er strebe nach dem höchstem menschlichen Ziele, wenn auch mit zu geringen Kräften. Dem reifen Manne ist es selbst nicht willkommen, seine Ruhe und Überlegenheit durch eine plötzliche Wallung preiszugeben zu haben. Vor sich selbst will er mit Tasso wieder in ein "leidliches" Verhältnis kommen. Es ziemt ihm nicht, / mit einem (58) "raschen Knaben" zu hadern. Sein Grund ist schon tiefgehender und wärmer, wir dürfen eher von seinem Vorhaben Erfolg erwarten. Freilich Tasso ist so unberechenbar geblieben wie zuvor, und die Erlebnisse des letzten Tages haben noch beigetragen, seine Empfänglichkeit für ein ehrliches, aufrichtiges und kühles Wort herabzumindern. Wenn daher Antonio zu ihm tritt, so sieht Tasso in ihm nur den Höfling, der den Schein wehren will, nicht auch den Mann, der sich selbst genug tun muss. Sie stehen sich ferner als je, wenn auch unter der Maske freundschaftlicher Höflichkeit. Aber Tasso hatte ja schon anfangs mit Inbrunst Antonios Freundschaft gesucht. Ganz leeres Spiel der Phantasie konnte das nicht / sein. Er kannte den Minister längst. Er musste manches (59) an ihm bewundern und selbst lieben. Jetzt packt ihn krankhafter Wahn noch einmal mit furchtbarer Gewalt, wenn die Ernüchterung eintritt, wenn alles im Innern seines Herzens ihm nichtig erscheint, ist es nicht wunderbar dass er nach des gefassten Manneshand greift. Dem Antonio ist jetzt noch mit gesteigertem Interesse um eine Aussöhnung bemüht. Unvermerkt ist in ihm eine Teilnahme erwachsen für diesen Mann, dessen unseliges Naturell er bemitleidet und doch auch anerkennt. Die ungeheure Leidenschaft des Augenblicks, die / Tasso ergreift, ist nicht nur eine (60) kindische Sprache, sie ist auch eine Kraft. Er hatte ein Recht auf seine Eigenart, weil er in ihr etwas wirkte. In dieser Erkenntnis

[Zweites Heft Eugen Rosenstocks 1905 - 1906 aus der Zeit der Ober Prima am Joachimsthalschen Gymnasium. Siehe Anm. zum ersten Heft. Abgeschrieben von Lise van der Molen, Winsum, Niederlande am 13 - 15. Juli 1993.]